

Divna Omaljev

SCHRUF & STIPETIĆ

DANAÉ

UND DIE

WEISSE HAND

DIVNA OMALJEV

DANAÉ

UND

DIE WEISSE HAND

Aus dem Französischen von
Dagmar Schruf

SCHRUF & STIPETIC

Leseprobe

Deutsche Erstausgabe
© Schruf & Stipetic GbR, Berlin 2016
www.schruf-stipetic.de

Titel der Originalausgabe: Danaé et le Complot de la Main Blanche
(Schruf & Stipetic 2016)
© 2016 Divna Omaljev und Schruf & Stipetic

Satz: Schruf & Stipetic, Berlin
Korrektorat: Sabine Gomm, Bornheim
Covergestaltung: Divna Omaljev und Lukas Roth
unter Verwendung einer Karte von Sebastian Münster, mit freundlicher Genehmigung von R. Götzfried (www.vintage-maps.com), einer anatomischen Illustration von P. L. Lynch, des Gemäldes *Die Madonna mit der Rose* von F. Mazzola (Gemäldegalerie Dresden), eines Gemäldes von J. B. S. Chardin: *Attribute der Wissenschaft* (Sammlung Jacquemart-André, Foto © R. Le Peru, und einer Radierung des anatomischen Theaters in Leiden aus dem Jahre 1612.

ISBN: 978-3-944359-22-9

PROLOG

*Militärlager am Moulin des Prés, Faubourg Saint-Marceau
Sonntag, den 1. Mai 1538*

Die Jahreszeiten spielten verrückt. Im März war eine Hitzewelle über die Hauptstadt hereingebrochen, die sich nun urplötzlich zurückzog. Sie wich einer so rauen Kälte, dass die Pariser Bürger der Hitze schon wieder nachtrauerten, obwohl sie ziemlich darunter gelitten hatten.

General de Monthléri, der mit seinen Truppen vor den Stadtmauern kampferte, waren die Launen des Wetters egal. Der verbitterte alte Haudegen hatte während seiner zweiundsechzig Jahre ganz andere Extreme erlebt. Aber auch er schlotterte vor Kälte, als er die Offiziersmesse verließ, wo er mit seinem Adjutanten zu Abend gegessen hatte. Auf dem Weg zu seinem Zelt dachte er voller Wehmut an 1515, das Jahr aller klimatischen Rekorde. Vor seinem inneren Auge lebte die fabelhafte Schlacht von Marignano wieder auf. Sechzehntausend Tote in nur sechzehn Stunden! Heldenhafte Kämpfe, ein spektakulärer Sieg und unzählige Ehrungen – dem General wurde ganz warm ums verhärmte Soldatenherz.

Als er an der Zisterne vorbeikam, riss ihn ein lautes Frauenlachen aus seinen Träumereien. Wie jeden Sonntag frönten die Soldaten ihrem Vergnügen. Seit General de Monthléri Kommandant im Lager am Moulin des Prés war, duldete er stillschweigend, was bereits unter seinem Vorgänger üblich gewesen war: dass Freudenmädchen ins Lager kamen. Seitdem litt der fromme Katholik Höllenqualen und wusste doch, dass vor Gottes Angesicht er ganz allein die Schuld daran trug.

Der alte Mann ging schneller, um den schlüpfrigen Sze-

nen, die sich um ihn herum abspielten, zu entkommen. Doch das grausame Schicksal bot an diesem Abend alles auf, um ihn in Versuchung zu führen: Die Damen waren außerordentlich hübsch. Beschämt sah er zu Boden, konnte aber nicht anders, als immer wieder zu ihnen hinüberzulinsen. Allmählich bröckelte seine Tugend, es war nur eine Frage der Zeit, bis er unweigerlich kapitulieren würde. Er war verloren ... Bei diesem Gedanken rann ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Gleich schon, gleich würde der Dämon des Fleisches Besitz von ihm ergreifen! Flehend hob er das Gesicht zum Himmel. Doch wozu? Durch seine unreinen Gedanken war er längst verurteilt. Was er auch tat, er war verflucht auf ewig.

Plötzlich fiel ihm ein, dass ihn doch noch etwas von der ewigen Verdammnis trennte: die Pflicht. In seinem höllischen Verlangen hatte er den Bericht vergessen, den er noch für den Gouverneur schreiben musste. Unwirsch schob er die Pläne vor dem Eingang seines Zeltes zurück. „Vor der Frühmette, und in dreifacher Ausführung, General!“, äffte er seinen Vorgesetzten nach. „Wen interessiert schon, wie viel Holz ich, immerhin ein Veteran der schicksalhaften Schlacht von Pavia, diesen Winter bestellt habe?“

Dennoch beschloss er, es hinter sich zu bringen, und setzte sich an den Schreibtisch. Er justierte die Laterne, ordnete die Papiere auf dem Tisch und stellte fest, dass ihm jegliche Inspiration fehlte. Verbissen spitzte er seine Feder, bis sie schließlich abbrach und er grummelnd nach einer anderen suchen musste. Er rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her und konnte sich einfach nicht konzentrieren. Sein Blick fiel auf die Uhr, die auf dem Tisch thronte und die verstreichenden Minuten zählte. Was für eine Zeitverschwendung! Die Prostituierten gingen ihm nicht aus dem Sinn. Endlich brachte er ein paar Worte zu Papier, da unterbrach ihn ein

Geräusch: Jemand atmete.

Sein Herz machte einen Sprung. Er drehte sich um und spähte ängstlich in die Dunkelheit. Nichts. Schließlich stützte er die Hände auf die Armlehnen und stand auf. Mit der Laterne in der Hand ging er in den hinteren Teil des Zeltes. „Bei allen Heiligen des Himmels, wer ist da?“

Eine Frau trat aus dem Schatten. Der General erkannte eine der Prostituierten und musterte sie überrascht. Die große Dunkelhaarige war ganz nach seinem Geschmack.

Er fragte erneut nach, diesmal sanfter, wer sie sei. Die Frau kam wortlos näher. Zwei Schritte vor ihm öffnete sie ihren duftigen weißen Wollmantel. Darunter war sie nackt.

Der General schluckte. Er legte seine eiskalten Finger an seine heißen Wangen und stammelte: „Äh ... ach so, ich verstehe ... Du sprichst nicht unsere Sprache, oder?“ Da sie weiterhin schwieg, deutete er mit einem Finger auf seinen dicken Bauch. „Ich ... Monthléri. Und du, meine Schöne? Wie ist dein Name?“

Die Frau warf den Kopf zurück und schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Generrraal Elizzaveta!“

„Na also, Elizzaveta“, nickte er, fasste die Fremde beim Handgelenk und zog sie an sich.

„Ja, ich General sein, aber du ... warum du mich ausspionieren, mein Schätzchen?“

Zu seiner Verblüffung packte die Frau die Schöße seines Offizierswamses und riss sie mit einem Ruck auf.

„Oho, langsam ...“, beschwichtigte Monthléri, allerdings ohne rechte Überzeugung, während die Dunkelhaarige sich an seiner Hose zu schaffen zu machte. „Ganz ruhig, mein Täubchen ...“

Der – bis zu diesem Tage – mustergültige Katholik zögerte, schob die Frau sanft von sich und trat einen Schritt zurück. Schwer atmend und mit hochrotem Gesicht wog er das

Für und Wider ihres Angebots ab. Einerseits setzte er nichts Geringeres als sein Seelenheil aufs Spiel, auf der anderen Seite aber ... Ja, auf der anderen Seite bekäme er das, was er sich seit seiner Verwitwung mehr als alles auf der Welt wünschte: noch einmal ein Mann zu sein, bevor er starb.

Schließlich hatte er jahrelang den Namen des Allmächtigen gepriesen, Prüfungen erduldet und Opfer gebracht, in aufrichtiger Demut und ohne jemals etwas zurückzubekommen. Plötzlich empfand er das alles als große Ungerechtigkeit. Hatte er nicht eine kleine Belohnung verdient?

„Bei allem, was Recht ist!“, platzte er frustriert heraus und beschloss, sich unverzüglich selbst zu vergeben. Bestärkt bückte er sich, um seine Stiefel auszuziehen. „Und zum Teufel mit diesem Bericht“, brummte er, als er sich wieder aufrichtete. Befreit von allen Schuldgefühlen schleuderte er die Stiefel in die hinterste Ecke des Zelts.

Ein glückseliges Lächeln erhellte sein Gesicht. Je weiter die Prostituierte von seinem Körper Besitz ergriff, desto tiefer versank Monthléri in seinem Stuhl. Eine Hand hatte er in ihren zum Pferdeschwanz zusammengebundenen Haaren vergraben, die andere spielte mit dem Medaillon, das sie um den Hals trug. Währenddessen dachte der General an die Überraschungen, die die Dunkelhaarige bestimmt noch für ihn bereithielt – nach diesem vielversprechenden Auftakt! In voller Ekstase weiteten sich plötzlich seine Augen.

Kurz darauf stieß er einen so durchdringenden Schrei aus, dass man ihn bis zur Porte Saint-Jacques hörte. Wahnsinnig vor Schmerz beugte er sich über die Fremde, die immer noch zwischen seinen Beinen kniete. Aus ihrem Mund strömte Blut und ein noch geschwollenes Stück Fleisch hing zwischen ihren Zähnen. Als sie den entsetzten Gesichtsausdruck ihres Opfers bemerkte, spuckte sie ihre Beute verächtlich in eine

Ecke des Zelts und brach in höhnisches Lachen aus, das im Kopf des Offiziers unendlich nachhallte. Als die Dunkelhaarige aufsprang, riss das Lederband, das seine Finger immer noch umkrallt hielt. Sie stolperte, richtete sich mit einem Ruck wieder auf und verschwand schnell wie der Blitz aus dem Zelt.

Beim Versuch, ihre Flucht zu verhindern, rutschte Monthléri von seinem Stuhl und fiel auf den Teppich. Er hatte schon Tausende von Soldaten sterben sehen und wusste, dass ihm nicht mehr viel Zeit blieb. In zwanzig Minuten, spätestens, würde er das Bewusstsein verlieren. Reichte die Zeit, um seinen Neffen, den Chef der königlichen Geheimpolizei, rufen zu lassen? Nur Donatien, davon war der General überzeugt, würde es schaffen, die Ehre der Familie Monthléri zu retten, indem er die Schuldige fand und zum Schweigen brachte.

Mit letzter Anstrengung kroch der General zum Ausgang. Dort richtete er sich auf und rief den Soldaten, die sich um die Zisterne scharten, seine Befehle zu, dann brach er zusammen und blieb reglos liegen.

In diesem Moment begann es zu schneien.

RÄTSELHAFTE VORFÄLLE

in Paris



In jener Nacht, in der sich dieses grausame Ereignis im Süden von Paris abspielte, fand am anderen Seineufer Danaé Pioggia d'Oro keinen Schlaf. Die junge Frau hatte am Abend eine Nachricht vorgefunden, die ihr Vermieter an ihre Tür genagelt hatte. Der ansonsten nette und verständnisvolle Mann teilte ihr auf diese Weise mit, dass ihr Kredit bei ihm erschöpft sei und sie ihm bis zur folgenden Mitternacht zwei Écu zu zahlen habe. Seitdem überlegte Danaé hin und her, während sie in ihrem zu kleinen Bett lag und an die Decke starrte. Doch wie auch immer sie es betrachtete, sie kam zu demselben Schluss: Die kostbaren Skalpelle ihres Vaters würde sie nicht verkaufen, um schnöde Schulden zu begleichen. Niemals! Lieber verhungern oder unter einer Brücke leben.

Aber ein Écu – das war die Ausbeute, nachdem sie ihre Mansarde von oben bis unten durchsucht hatte – würde nicht reichen, um den Vermieter zu vertrösten. Und erst recht nicht, um an der Anatomieabhandlung weiterzuarbeiten, die Danaés Mutter vor ihrer Abreise nach Kanada begonnen hatte. Dafür brauchte Danaé viele frische Leichen, und die bekam man am Cimetière des Innocents nur für Gold. Sie versuchte, diese Sorgen zu verdrängen und sich auf das vorrangige Problem zu konzentrieren: die Miete und ihre Schulden bei den Händlern in der Markthalle und in verschiedenen Läden des Viertels. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihre säumigen Arbeitgeber zu drängen endlich zu bezah-

len. Und diesmal mit Nachdruck.

Zuerst an der Medizinischen Fakultät von Paris. Dort hatte der Anatomieprofessor Etienne sie für seine gelegentlichen Präparierkurse engagiert. Doch seit dem Tod des Professors hing die Frage von Danaés Bezahlung ungeklärt in der Luft, obwohl sie nach wie vor an der Fakultät arbeitete. Sie nahm sich vor, den Dekan persönlich anzusprechen, um diese unangenehme Situation zu beenden. Anschließend würde sie zum Hôtel-Dieu gehen. Seit ihrer Ankunft in Paris arbeitete Danaé in dem Hospital, aber auch dort schob man ihre Entlohnung immer hinaus. Die Schwestern bezahlten erst die Lieferanten, die nicht mit sich handeln ließen. Wenn die Kasse dann leer war, vertrösteten sie Danaé und appellierten an ihre Großherzigkeit. Nein, sie hatte keine Wahl. Wenn sie und Maturina weiterhin ein Dach über dem Kopf und zu essen haben wollten, musste sie ihren Lohn einfordern. Bei diesem Gedanken wurde ihr mulmig, denn Durchsetzungsvermögen gehörte wirklich nicht zu ihren Talenten. Müde schloss sie die Augen, um nicht mehr daran zu denken.

Danaé teilte die Mansarde und das winzige Bett seit ihrem heimlichen Umzug nach Paris mit der Zofe ihrer Mutter, der fülligen Maturina. Diese drehte sich gerade um und drückte ihrem Schützling einen wackeligen Oberarm ins Gesicht. Als sie außerdem anfang zu schnarchen, begriff Danaé, dass ihre Nachtruhe frühzeitig beendet war.

Sie setzte sich gähmend auf und ließ die Beine eine Weile unentschlossen über die Bettkante baumeln. Dann schlüpfte sie in ihre ausgetretenen Pantoffeln und schlurfte zum Dachfenster, um einen Blick auf den Place de Grève zu werfen. Es hatte geschneit! Als sie das Fenster öffnete, schlug ihr die frische Kälte ins Gesicht.

Sie war nicht die Einzige, die es aus dem Bett getrieben hatte, ganz Paris erwachte. Von Osten her wurde es hell, die

Sterne erloschen einer nach dem anderen. Ein Perlmutter Schleier lag über dem noch makellosen Himmel und färbte die Schneedecke auf dem Platz hinter dem Haus rosarot und violett.

Danaé seufzte beim Gedanken an die zurückliegende Hitze, die ihr jetzt nur noch wie ein Traum erschien. Der Winter war dieses Jahr extrem hart, der kälteste seit zwanzig Jahren, hatte ihr Schwester Solange, die im Hôtel-Dieu unter anderem fürs Schneeräumen zuständig war, erklärt. Und er schien nicht enden zu wollen.

Die gewundenen Sträßchen des Marais lagen noch im Schatten, aber die blau-schwarzen Schieferdächer des Viertels funkelten schon im ersten Morgenlicht. Mit dem Stolz einer echten Pariserin beobachtete Danaé, wie sich die Silhouette der Stadt allmählich aus dem Dunkel löste und gegen den Morgenhimmel abhob. Die Sonne zeigte sich erst schüchtern als fahle Scheibe zwischen den Hügeln von Montreuil und der Ebene von Charenton. Die ersten Strahlen zauberten eine Fülle orangeroter Schuppen auf die Seine und tauchten dann den Place de Grève in warmes, goldenes Licht, das die umliegenden Fassaden erstrahlen ließ. Für einen Augenblick vergaß Danaé ihre Sorgen und schwelgte in dem Anblick.

Es war die Stunde der Raubvögel. Vom Morgengrauen an sah man sie über dem Platz kreisen, auf dem die Hinrichtungen stattfanden. Auch wenn die Zahl der Verurteilten je nach Jahreszeit variierte, für die Raubvögel gab es immer reichlich zu holen. Und – theoretisch zumindest – auch für Danaé, die sich aus eben diesem Grund dazu entschlossen hatte, hier zu wohnen. Von ihrem Fenster aus konnte sie den Zustand der Toten inspizieren. Immer wieder hatte sie geplant, sich in einer mondlosen Nacht, zwischen zwei Wachpatrouillen, eine Leiche zu holen. Doch jedes Mal hatte ihr am Ende der Mut gefehlt.

Der Gedanke an ihre Feigheit bedrückte sie, und einen Moment lang war sie versucht, sich vor ihrem Elend unter der Bettdecke zu verkriechen. Aber Maturina wurde im Schlaf schon unruhig und würde bestimmt bald aufwachen. Dann würde sie Danaé mit Sicherheit an den Brief ihrer Mutter erinnern. Diese hatte nämlich zwischenzeitlich herausgefunden, dass Danaé sich in Paris aufhielt. Außerdem würde Maturina ihr erneut schildern, welche Vorteile eine gute Heirat für eine junge Frau von immerhin schon fünf- undzwanzig Jahren hätte, abgesehen davon, dass sie so den Fängen ihrer tyrannischen Mutter entkäme. Maturina war geradezu besessen von der Idee, eine solche Heirat anzubahnen, sie sah ihre göttliche Mission darin und war bereit, wenn nötig, auch unlautere Methoden anzuwenden. Nein, entschied Danaé, es war besser, schnell zu verschwinden. Und den Stier bei den Hörnern zu packen.

Leise zog sie sich an und machte sich auf die Suche nach der Cremedose, ohne die sie nie das Haus verließ. Sie fand sie unter dem Bett. Wahrscheinlich hatte Sfumato damit gespielt. Danaé warf einen amüsierten Blick auf ihr Hündchen, das noch tief und fest in seinem Körbchen schlief. Dann zog sie ihre Robe an und setzte das Doktorenbarett auf, stopfte die Dose, ihr Heft, einen Bleistift und dann die Skalpelle in ihren Beutel. Plötzlich hielt sie inne, denn sie spürte förmlich den missbilligenden Blick ihrer Mutter, der sie auf Schritt und Tritt begleitete. Also holte sie die chirurgischen Instrumente zerknirscht wieder heraus, räumte sie säuberlich in das dafür vorgesehene Etui und hängte sich den Beutel über die Schulter. Dann klemmte sie sich ihren Zeichenblock und ihre Stiefel unter den Arm und griff nach Sfumatos Körbchen. Im Rausgehen angelte sie noch einen schrumpeligen Apfel vom Regal und stopfte ihn zu dem anderen Kuddelmuddel in ihren Beutel.

Danaé schlich auf Strümpfen ins Treppenhaus und die knarrenden Stufen hinunter. Sie betete, nur nicht dem Vermieter zu begegnen. Unten im schmutzigen Hauseingang schlüpfte sie gerade in ihre Stiefel, als im Dachgeschoss ein Gepolter ertönte.

„Seid vorsichtig, Signorina Danaé, heute ist Markttag!“, brüllte Maturina von oben herab.

Danaé blieb fast das Herz stehen. Starr vor Schreck wartete sie ab. Doch der Vermieter ließ sich nicht blicken.

„Äh ... danke, Maturina“, flüsterte sie, „ich pass schon auf.“

Endlich draußen! Ihr Blick kletterte die vier Stockwerke an der Fassade hinauf bis zur Mansarde, wo gerade wie erwartet Maturinas Kopf in der Dachluke erschien. Danaé winkte ihr zum Abschied. Ihre Schritte hinterließen eine Spur im unberührten Schnee und kleine Atemwölkchen schwebten vor ihrem Mund. Bevor sie in die Rue de la Tannerie einbog, warf sie kurz einen Blick zurück über den Platz und freute sich über das Kunstwerk, das ihre Füße hinterlassen hatten.

Sie konnte schon den Lärm aus der Rue Saint-Martin hören, wo die Leute alle in eine Richtung drängten: Sie wollten zu den Halles des Champeaux, dem sogenannten Bauch von Paris, wo jeden Dienstag Markt war.

Danaé achtete üblicherweise nicht auf Bekanntmachungen der Stadtverwaltung, aber sie erinnerte sich vage, gelesen zu haben, dass der nächste Markttag ausnahmsweise auf den Montag verlegt worden war. Sie hatte sich noch darüber gewundert, denn die Verwaltung der Pariser Märkte unterstand dem König. Dass die Stadt gegen dessen Regelungen verstieß, musste politische Gründe haben. Nach diesen Überlegungen sprangen ihre Gedanken weiter vom Hölzchen aufs Stöckchen, bis ihr plötzlich mit Schrecken bewusst wurde, warum sie sich so genau an die Bekanntmachung erinnerte:

das Datum! Heute war nicht irgendein Montag, sondern der Tag, den der Rektor der Universität ausgewählt hatte, um das anatomische Theater einzuweihen. Und dieser offizielle Anlass betraf sie unmittelbar!

„Wir dürfen nicht zu spät kommen“, erklärte sie Sfumato, als könne der Welpen etwas dazu beitragen. „Wenigstens dieses eine Mal!“

Vor ihnen trug eine junge Bäuerin mit von der Kälte geröteten Wangen einen Weidenkäfig an einem langen Stab. Beim Anblick der fetten Hühner darin fing Sfumato an zu kläffen und in seinem Körbchen zu strampeln. Danaé bahnte sich einen Weg durch die Menschenmenge, die ihr in der Rue Planche Mibray entgegenströmte. Der inzwischen matschige Schnee vermischte sich mit Erde und Stroh, das von den Karren fiel, zu einem zähen Schlamm, der an den Sohlen kleben blieb. Beunruhigt dachte Danaé an den Weg, der noch vor ihr lag, und versuchte zu erkennen, wie viel auf der schmalen Brücke zur Île de la Cité los war. In dem dichten morgendlichen Gedränge von herausgeputzten Bürgern, übernachtigten Trunkenbolden, müden Bauern und deren verschrecktem Vieh kam sie nur mithilfe ihrer Ellbogen vorwärts.

Wie alle Pariser Brücken war die Pont Notre Dame bewohnt, und man musste aufpassen, nichts vom Inhalt der Abfalleimer und Nachttöpfe abzubekommen, die durch die Fenster geleert wurden. Als Danaé schließlich die Seineinsel erreichte, war sie trotz der Kälte schweißgebadet. Sie steuerte einen Brunnen an der Ecke der Rue de la Lanterne an, stellte ihren Korb und den Zeichenblock ab, knöpfte sich den Kragen auf und besprengte Hals und Nacken mit eiskaltem Wasser. Dann säuberte sie auch notdürftig ihre verdreckten Stiefel.

Der Menschenstrom auf der Hauptstraße riss nicht ab.

Vielleicht war es besser, eine Abkürzung zu suchen? Da fiel ihr eine niedrige schneebedeckte Ziegelmauer ins Auge. „Sieh nur, Sfumato, ein perfekter Ausguck! Von da oben kann ich sehen, wie wir weiterkommen.“

Ihr Optimismus verflog schnell, als sie sah, in welchem marodem Zustand das efeubewachsene Mäuerchen war. Es gehörte zur Kirche Saint-Pierre des Arcis, einer offenbar sehr armen Gemeinde. Doch wenn sie nicht hier auf der Insel warten wollte, bis die Hauptstraße sich leerte, musste sie es wagen. Seufzend bohrte sie ihre Stiefelspitze in eine Lücke zwischen den Ziegelsteinen und kletterte hinauf.

Was sie von oben sah, war die Anstrengung wert: Etwas weiter entfernt versperrten ein paar Karren den Durchgang zwischen Hôtel-Dieu und Petit Châtelet, sodass zur Petit Pont kein Durchkommen war. Sie zog kurz Sfumato zurate, als verfüge ihr Hund über seherische Fähigkeiten, und beschloss dann, nach rechts zum Pont Saint-Michel zu gehen. Doch schon an der nächsten Biegung stellte sie enttäuscht fest, dass sie auch hier würde warten müssen, um die Seine zu überqueren.

„Wie sollen wir bloß ans andere Ufer kommen, Sfumato? Wenn alle Möglichkeiten vor unseren Augen verpuffen!“ Danaé musste lachen. Ihre Schwester Callista würde sagen: Heute wäre der Vergleich passender, dass sie schmelzen wie Schnee an der Sonne. Der Gedanke an Callista, von der sie oft für nichts und wieder nichts kritisiert worden war, amüsierte Danaé. Sie mochte sie trotz ihrer Marotten. Aber im Zusammenhang mit Callista fielen ihr auch eine Menge Fragen ein, auf die sie von ihrer Mutter nie eine Antwort bekommen hatte. Warum hatte ihre ältere Schwester Frankreich verlassen, um nach England zu gehen, wo sie doch eigentlich am liebsten zu Hause war? Und vor allem, warum hatte sie allen Kontakt zu Danaé abgebrochen? Während Danaé in der

Warteschlange vor der Brücke stand, malte sie sich das höfische Leben aus, das ihre Schwester nun jenseits des Ärmelkanals führte.

Ein unsanfter Stoß in den Rücken holte sie in die Wirklichkeit zurück: Es ging voran.

Wenn sie ihr Geld bekommen wollte, durfte sie sich keinen Patzer und keine Verspätung erlauben. Sie musste pünktlich und präsentabel vor Ort sein. Da erklangen laute, dunkle Glockenschläge. Ungläubig drehte sie sich um und zählte mit. Die Glocken von Notre Dame raubten ihr die letzte Hoffnung: Es war Viertel nach zehn. Die anatomische Sektion sollte um zehn Uhr beginnen!

Danaé kam immer noch kaum vorwärts. Verzweifelt suchte sie nach einem Grund, nicht aufzugeben. Ihr Kollege Dubois hörte sich gerne reden, beruhigte sie sich, während sie ungeduldig von einem Fuß auf den anderen trat. „Außerdem würde er es nie wagen, ohne mich anzufangen“, sagte sie auftrumpfend zu Sfumato. Es kam also nur darauf an, dass sie noch vor dem Dekan eintraf. Der war dafür bekannt, große Stücke auf Konventionen wie das akademische Viertel zu halten, das er allerdings auch gerne mal verdoppelte.

Endlich war die Brücke frei. Am linken Seineufer überquerte Danaé inmitten der wimmelnden Masse die Grand-Rue Saint Jacques. Auf der anderen Straßenseite setzte sie sich auf den Treppenabsatz einer Bäckerei, um zu verschnaufen. Der verlockende Duft nach frischem Brot kroch ihr in die Nase und augenblicklich begann ihr Magen zu knurren. Aber sie konnte es sich nicht leisten, der Versuchung nachzugeben. Also schnell weg hier!

Sie sprang auf, stieß mit einer rundlichen Frau zusammen und brachte diese mitsamt der fünf Stiegen Eier, die sie vor sich her trug, zu Fall.

„Habt Ihr Eier auf den Augen?“, entrüstete sich die

Marktfrau und zeigte auf die Bescherung.

Als Danaé Entschuldigungen stammelnd zurückwich, hielt die Frau sie am Ärmel fest.

„Und jetzt wollt Ihr auch noch abhauen, wie?“ Sie schüttelte die junge Frau und keifte: „Die werdet Ihr mir bezahlen, jedes Einzelne, sonst schlepe ich Euch zum Châtelet! Mein Bruder, werde Dame, ist nämlich Wachtmeister hier im Viertel, damit Ihr's nur wisst. Also werdet Ihr mal schön zahlen ...“

Erschrocken kramte Danaé in ihren Gürteltaschen. Sie hatte weder Zeit noch Lust, es darauf ankommen zu lassen, ob an den Drohungen etwas dran war.

„Wird's bald? Meine Arbeit wartet“, drängte die Marktfrau und heischte bei anderen Passanten um Zustimmung: „Habt Ihr das gesehen, Leute? So eine Unverschämtheit!“

Mit einem Kloß im Hals holte Danaé die Goldmünze aus ihrer Gürteltasche und reichte sie der Furie. Wehmütig dachte sie daran, wie viel Brot sie sich dafür hätte kaufen können.

„Na also, gebt schon her! Schließlich bin ich mit meinen Eiern durch ganz Paris gelaufen!“ Immer noch wütend stieß die Marktfrau Danaé gegen den Treppenabsatz und entfernte sich dann fluchend.

Danaé rappelte sich auf und zog ihr Kleid hoch, um das aufgeschlagene Knie zu untersuchen. Dann biss sie die Zähne zusammen und humpelte weiter, unter den bunten Wappen in der Rue de la Bûcherie hindurch bis in den Hof der Medizinischen Fakultät. Ohne den Schmerz in ihrem Knie weiter zu beachten, stürmte sie durchs Portal ins Hauptgebäude und zwei Stufen auf einmal nehmend die Treppe hinauf.

Erst als sie vor dem Hörsaal im ersten Stock stand, wurde ihr die bleierne Stille um sie herum bewusst. Sie hielt inne und ein schrecklicher Zweifel befiel sie. „Sag mal, Sfumato?“

Sie hob das Körbchen auf Augenhöhe. „Hab ich mich vielleicht im Datum geirrt? Ich kann vor Müdigkeit nicht mehr klar denken. Ganz zu schweigen von diesem Durcheinander von Montag, Dienstag und Markttag ...“

Als jetzt auch noch Sfumato den Kopf abwandte, verzog Danaé beleidigt das Gesicht.

„Außerdem ist mir heiß, ich kann kaum atmen ...“ Sie öffnete ein Fenster, um frische Luft zu schnappen, setzte sich auf eine Treppenstufe und stützte den Kopf in die Hände.

Da vernahm sie plötzlich gedämpfte Stimmen. Sie schienen aus einem anderen Gebäude zu kommen. Danaé spitzte die Ohren. Sie erkannte den sonoren Bariton von Dubois. Natürlich! Wo hatte sie nur ihren Kopf? Bestimmt waren die Studenten unter seiner Aufsicht vom Hörsaal, in dem die Vorlesungen üblicherweise stattfanden, hinübergegangen in das neue Gebäude.

Völlig außer Atem, aber glücklich betrat Danaé das nagelneue anatomische Theater, das zur Eröffnung mit purpurroten Bändern und Anemonen geschmückt war. Noch eine dieser Analogien, an denen Dubois sich gerne ergötzte. *Als Adonis starb, wuchs eine Anemone aus seiner Wunde.* Der trostlosen Inszenierung war nichts hinzuzufügen. Dieses anatomische Theater verdiente seinen Namen nicht. Es hatte nichts gemein mit dem in Padua, wo sie studiert hatte. Selbst das in Salamanca, über dessen Mittelmäßigkeit sich ihr Kommilitone Vesalius oft lustig gemacht hatte, war diesem zusammengezimmerten Bretterhaufen technisch weit überlegen.

Am meisten aber verblüffte Danaé, dass Dubois, der von Anatomie absolut nichts verstand, sich getraut hatte, die Sitzung ohne sie zu beginnen. Er dozierte schon von seinem Zedernholzkatheder aus, auf dem ein Halbr relief das Leben des griechischen Arztes Galen darstellte, der in der europäischen

Medizin seit der Antike als Maßstab galt.

Als Danaé sich dem Podium näherte, sah Dubois sie scharf an und deutete mit dem Finger auf einen freien Platz in der Bank. Sie gehorchte und nahm zwischen den Studenten Platz. Nervös begann sie an den Nägeln zu kauen, obwohl sie vor drei Monaten damit aufgehört hatte.

Auf dem mit Kunstblumengirlanden dekorierten Seziertisch lag eine Leiche. Darum herum hantierten die Barbieri mit langen Fleischermessern und versuchten Anweisungen auszuführen, die Dubois mit getragener Stimme und in lateinischer Sprache erteilte.

Voller Schadenfreude bemerkte Danaé, dass Dubois nur rezitierte, was er in den Referenzwerken gelesen hatte. Nichts davon hatte er selbst überprüft. Aber er kannte seine Studenten schlecht! Ihnen war sehr wohl bewusst, auf welchem anachronistischen Holzweg die Medizin sich befand, die weiter an längst veralteten Theorien festhielt. Außerdem befürchteten sie – zu Recht –, dass die unerfahrenen Barbieri die wertvolle Leiche verstümmeln würden.

Die Studenten des dritten Studienjahrs verhehlten ihr Missfallen nicht länger. Sie stampften auf den Boden, einer hieb mit der Faust auf die Bank und ein noch Verwegenerer machte seinem Unwillen Luft, indem er forderte: „Trotula aufs Podium ... Wir wollen Trotula auf dem Podium ...“

Danaé biss sich auf die Lippen um nicht zu grinsen.

„Wir wollen Trotu...“

„Ruhe!“, brüllte Jacques Dubois und seine kleinen Augen quollen aus ihren Höhlen. „Die Genannte wird nur intervenieren, wenn ich, euer Repetitor, es entscheide.“

Der Hörsaal brach in wildes Gelächter aus, in das Danaé gerne eingestimmt hätte. Im Schutz der Masse buhten und piffen die Studenten immer lauter, während Jacques Dubois, der wie durch ein Wunder seine Ruhe wiedergefunden hatte,

die rebellischen Gesichter musterte.

„Gut, wie Ihr wollt“, verkündete er und strich sich kokett über das schütterere braune Haar. „Dann wird mir Doktor Pioggia d’Oro eben heute überhaupt nicht assistieren.“

Augenblicklich wurde es still.

Der Dekan würde jeden Augenblick eintreffen. Eine Katastrophe zeichnete sich ab. Danaé begann an der nächsten Nagelhaut zu knabbern. Es ärgerte sie, dass Dubois so tat, als würde sie ihm üblicherweise assistieren, dabei gab sie ihr Wissen weiter, während er in seinem Olymp vor sich hinzudösen pflegte.

„So ist es schon besser“, lobte er triumphierend.

Enttäuscht sah Danaé zu Sfumato hinab, der voller Mitgefühl winselte. Oder vielleicht doch eher vor Hunger, denn auch ihr eigener Magen knurrte. Der schrumpelige Apfel von heute Morgen war nur noch eine schwache Erinnerung.

Dubois schüttelte theatralisch seine Ärmel und rief: „Fahren wir fort, Barbieri, bitte sehr. Wo war ich stehen geblieben? Ah ja: *Galenii Operum omnium pars secunda primae sectio.*“

„Hö...hömm.“ Ein Räuspern unterbrach ihn.

Mit gerunzelter Stirn durchforstete Dubois wütend den Saal, um den Störenfried zu maßregeln. Aber als er ihn entdeckte, erblasste er und grüßte respektvoll.

Durch die Reihen des Hörsaals näherte sich der Dekan der Medizinischen Fakultät, eine imposante Erscheinung in roter Robe und mit ergrautem Haar. Ihm folgte, die Hände auf dem Rücken, ein etwas kleinerer beleibter Mann in violetter Robe und mit schütterem weißen Haar, der sich schnüffelnd umsah – der Rektor.

„Seine Exzellenz wünscht unser Theater zu besichtigen.“ Mit einer stolzen Geste umfing der Dekan den ganzen Saal. Als er bemerkte, dass die Barbieri allein arbeiteten, runzelte

er die buschigen grauen Augenbrauen. Er zeigte mit dem Finger auf Danaé und dann zum Lehrstuhl. Dort wollte er sie hinhaben, wo der Präparator hingehörte. Deutlicher hätte er es nicht sagen können.

Danaé stellte Sfumatos Körbchen neben einem freundlich aussehenden Studenten ab und betrat voller Genugtuung das Podium. Sie öffnete ihren Beutel und holte das Etui mit den Skalpelln ihres Vaters heraus: perfekte Instrumente unterschiedlicher Größe und Form, wie es sie in ganz Paris zweifellos nicht noch einmal gab. Sie hatten sich alle längst in Danaés Händen bewährt: zuerst an der Universität von Padua, dann in Barbizon, und nun im Geheimen, in irgendwelchen Pariser Kellern, aber auch in aller Offenheit an der Medizinischen Fakultät. Sie legte die Instrumente auf den Seziertisch und schlüpfte in den Kittel, den ihr einer der Barbieri aufhielt, nickte ins Auditorium und begann mit ihren Ausführungen.

„Schriftliche und mündliche Darstellungen gibt es in der Geschichte der Anatomie schon lange.“ Sie machte eine kurze Pause, um sich zu vergewissern, dass ihr ausnahmslos alle zuhörten. „Bis heute gründet unser Wissen, all unser Wissen, auf den Texten eines griechischen Arztes, der im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Pergamon lebte: Claude Galen. Aber auch dieser zweifellos begabteste Arzt seiner Zeit übernahm doch einfach nur das, was über die Nomenklatur von Herophil und die Arbeiten von Erasistratos überliefert war – die Erkenntnisse zweier Gelehrter, die fünf Jahrhunderte vor ihm gelebt hatten. Also vor fast zweitausend Jahren!“ Sie holte tief Luft und fragte: „Müsste man da nicht eigentlich von Stillstand und Stagnation sprechen?“

Sie machte einige Schritte auf die schweigenden Zuhörer zu. „Unser Kollege Mondino Luzzi veröffentlichte im Jahre 1319 seine *Anatomia* – wie viele Illustrationen enthielt wohl

sein Werk?“

Die Hände der Studenten hoben sich eine nach der anderen, aber sie interessierten Danaé nicht. Sie wandte sich an den Rektor, den sie beeindrucken musste, wenn sie ihre Aussichten auf eine Entlohnung durch die Fakultät erhöhen wollte. „Exzellenz?“

Der Dekan beugte sich zu seinem Vorgesetzten und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

„Etwa zehn?“, schlug der Rektor vor.

„Nein.“

Ein unruhiges Gemurmel entstand im Saal.

„Keine einzige.“

Ein paar Studenten drehten sich neugierig um, um zu sehen, wie der Rektor reagierte. Geschmeichelt von der vermeintlichen Anerkennung fuhr Danaé fort und zeigte auf die Leiche, die sie gleich sezieren würde: „Als Seine Heiligkeit Bonifatius der Achte im Jahr 1300 die Zerteilung von Leichen anprangerte und unter Androhung der Exkommunikation verbot, bezog sich dies – zu Recht – auf ein während der Kreuzzüge praktiziertes Verfahren, aber nicht auf medizinische Sektionen. Leider löste die päpstliche Bulle eine Reihe von Missverständnissen aus. Auf die Arbeit von uns Medizinern hatte sie einen verheerenden Einfluss, denn sie kriminalisierte eine Praxis, die den Nutzen der Medizin steigert. Wir Mediziner sind dringend auf Tote angewiesen, wenn wir verstehen wollen, wie der menschliche Körper funktioniert.“

Die Unruhe unter den Studenten nahm zu, während Danaé weitersprach.

„Wie sonst hätte der Schweizer Michel Servet herausfinden können, dass das Blut in den Lungen gereinigt wird und durch die Lungenarterie, die von der rechten Herzkammer abgeht, dorthin fließt, um dann durch die Lungenvenen wieder zum Herzen zu gelangen? Unmöglich zu erkennen, ohne

Sektion!“

Bei diesen Worten vergrub der Dekan den Kopf in den Händen und der Rektor erhob sich, im Gesicht fast ebenso violett wie seine Robe. „Doktor, mir sind diese Überzeugungen einiger, von der Spirale des Fortschritts geleiteter Geister nicht unbekannt. Doch nun genug geschwafelt, beginnt mit der praktischen Arbeit!“ Er setzte sich wieder und tupfte sich den Schweiß von der Stirn.

Im Theater begann es warm zu werden, und unter den erregten Studenten war eine lautstarke Diskussion entbrannt. Der Dekan musste einschreiten, um die Gemüter zu beruhigen: „Ruhe! Ruhe, junge Leute ... Sonst lasse ich den Saal räumen!“

Ein wilder Taumel erfasste Danaé und trieb sie, ihren Standpunkt um jeden Preis zu verteidigen. Während sie den Unterleib öffnete, konnte sie es sich nicht verkneifen zu erwidern: „Sicher, Rektor, aber mehr als Worte brauchen wir Illustrationen, um die Hand, die schneidet und tastet, zu schulen. Wir brauchen die Wahrnehmungen des Tastsinns genauso wie die des Auges. Wir müssen vom Lehrstuhl hinuntersteigen und Hand anlegen. Mit Verlaub gesagt: Diese Hände müssen in die Eingeweide packen.“ Sie schob das Fleisch auseinander und tat, was sie sagte. „Ja, meine Herren, wir müssen lernen zu sezieren, und fordern, dass uns dafür mehr Körper zur Verfügung gestellt werden.“

Die aufrührerische Studentenschaft applaudierte ihr wie einer Heldin.

Als der Beifall abebbte, präsentierte Danaé ein entnommenes Organ und rief einen großen blonden Studenten nach vorne, der ihr schon immer zu selbstsicher erschienen war: „Blanchard, könnt Ihr mir sagen, was das ist?“

Der junge Mann beugte sich über das Organ und schob verunsichert seine Unterlippe vor. „Äh ...“ Er zögerte lange

und schlug dann vor: „Ein Magen?“

„Dummkopf!“, schrie Dubois aus seinem Ausguck. „Das ist eine Leber, das sehe ich sogar von hier aus!“

Danaé wandte sich mit gespielter Erstaunen ihrem Kollegen zu. „Eine Leber, sagt Ihr? Und weiter?“

Dubois stieg ein paar Stufen herab, um genauer hinzusehen. Er wirkte verunsichert, als würde er aufs Glatteis geführt.

„Was genau seht Ihr?“, beharrte Danaé schonungslos.

„Ja, also ... es ist eine Leber“, wiederholte er, während er sein Ohrläppchen knetete. „Eine ganz gewöhnliche Leber.“

„Eine ganz normale Leber, sagt Ihr?“ Danaé drehte sich zu den Bankreihen um. „Kein Einspruch?“

Die Zuschauer wechselten ratlose Blicke.

„Oh nein, liebes Publikum! Diese Leber ist alles andere als normal. Wer in seiner Medizinerkarriere genug Lebern gesehen hat, um vergleichen zu können, wird in der Lage sein, so einen Fehler zu vermeiden. Diese Leber, müsst Ihr wissen, ist nur halb so groß wie eine gesunde Leber. Außerdem unterscheidet sie sich davon in Textur und Farbe: Das Gewebe ist verhärtet und grau. Ich schliesse daraus, dass es sich um das Organ eines starken Trinkers handelt.“

Der Rektor erhob sich. Alle Köpfe wandten sich ihm zu. Danaé war sich sicher, für ihren Auftritt ein Kompliment verdient zu haben, wenn nicht gar mehr, und verharrte in stolzer Erwartung.

„Jetzt reicht es mir, Doktor Pioggia d'Oro. Ich habe ja viel Gutes über Euch gehört. Charles Etienne hatte Eure unbestreitbare Begabung für die Anatomie erkannt und war ein großer Bewunderer Eurer wirklich außergewöhnlich geschickten Hände. Leider seid Ihr in Eurem Urteil bei Weitem nicht so virtuos. Ihr habt ein viel zu loses Mundwerk, junge Frau!“ Mit rotfleckigem, schweißglänzendem Gesicht und

vernehmlich schnaufend machte der Rektor seinem Zorn Luft.

Danaé war bestürzt. Er machte ihr Vorwürfe? Das musste ein Missverständnis sein. Sie lehnte sich an den Seziertisch, um ihre Verwirrung zu verbergen.

„Ich habe die Ehre gehabt, Euren Paten kennenzulernen, den Freund Eures Vaters Marcantonio“, fuhr der Rektor in strengem Ton fort. „Beide waren Anhänger von Galen, im Übrigen. Und ich schätze Eure Mutter sehr, eine bemerkenswert kluge Frau, die, wie ich sagen würde, über einen Männerkopf in einem Frauenkörper verfügt. Doch niemals würde Galatea die Grenzen der Zensur überschreiten und so naive Thesen wie die Euren vertreten. Wofür haltet Ihr Euch eigentlich? Nur aus Freundschaft zu Eurer Mutter will ich diese Dummheiten überhört haben!“

Unter seinem unerbittlichen Blick senkte Danaé beschämt den Kopf. Sie wünschte, sie hätte ihm sagen können, dass es ihr leid tat, aber es war zu spät.

Er musterte sie mit vor Erregung zitternder Unterlippe, dann hob er schroff das Kinn und verließ ohne ein weiteres Wort den Saal. Der Dekan der Fakultät erhob sich seufzend, warf Danaé einen Blick zu, der zwischen Besorgnis und Verärgerung schwankte. Dann eilte er seinem Vorgesetzten nach.

Danaé versuchte sich zu sammeln. Vielleicht hatte sie ihr Plädoyer etwas undiplomatisch formuliert, aber was sie behauptet hatte, stimmte. Ein Knarren unterbrach ihre Gedanken. Dubois war von seinem Lehrstuhl heruntergestiegen. Die Holzbohlen knackten unter seinem Gewicht, als er mit großen Schritten das Podium überquerte, während sein anklagender und zugleich warnender Blick von einem Studenten zum nächsten wanderte, bevor er zwischen ihnen Platz nahm. Dann bedeutete er Danaé fortzufahren.

Danaé fühlte sich den Studenten, die sie unterstützt hat-

ten, zum Dank verpflichtet. Also schluckte sie ihre Verbitte-
rung hinunter und konzentrierte sich wieder auf die Arbeit.
Sie übergab die Trinkerleber, die sie noch immer in beiden
Händen hielt, einem Barbier und machte sich daran, den
Brustkorb zu öffnen. Mit einer Zange zwackte sie die Rippen
durch, seziierte dann die Venen und Arterien, während sie sie
einzeln benannte. So arbeitete sie sich bis zum Herzen vor.
Ihren verletzten Stolz hatte sie schon wieder vergessen.

Als sie gerade die Funktion der Herzkammern erläuterte,
erschien der Dekan der Fakultät erneut. In der Hoffnung,
den Mediziner, der noch in ihm schlummern musste, zu be-
eindrucken und sich so wieder in ein besseres Licht zu
rücken, kündigte Danaé vielsagend an, sie werde jetzt den
Schädel öffnen. Zu ihrer Verblüffung würdigte der Dekan die
Leiche keines Blickes, sondern befahl seiner Präparatorin, so-
fort mitzukommen. Danaé reinigte rasch ihre Instrumente,
warf sie in ihren Beutel und zog den Kittel aus. Dann
klemmte sie ihren Zeichenblock unter den Arm, schnappte
sich Sfumatos Körbchen und folgte dem Dekan durch ein
Labyrinth von Treppen, durch die Galerie, in der die Porträts
seiner Vorgänger hingen. Fast erleichtert, deren bösen Bli-
cken zu entgehen, betrat sie schließlich das Kabinett des De-
kans.

„Danaé, Danaé, Danaé ...“ Im Allgemeinen schätzte er
die Autorität, die ihm seine Position als Dekan der Medizinischen
Fakultät verlieh. Aber in Momenten wie diesem, wenn
er eine so reizende junge Frau zurechtweisen musste, wurde
ihm die Verantwortung zur Last.

Er bot seiner Besucherin einen abgewetzten Armstuhl an.

„Unsere Fakultät ist das Stiefkind dieser Universität. Ich
schäme mich häufig, dass ich nicht besser eingerichtet bin“,
entschuldigte er sich mit einem bedauernden Lächeln. Er leg-

te sein Barrett ab und fuhr sich mit den Fingern durch das dichte Haar, während er überlegte, wie er dieses Gespräch beginnen sollte. Dann stützte er die Hände auf den Schreibtisch und beugte sich vor. „Welcher Teufel hat Euch bloß geritten, Danaé?“, rief er streng.

Als er sah, wie die junge Frau zusammenzuckte, bereute er seinen drakonischen Auftakt. Er schob einen Stapel Akten beiseite, legte die Hände an die Tischplatte und bemühte sich um einen milderen Gesichtsausdruck. Als die Präparatorin demütig den Blick senkte, lächelte er zufrieden. Dann streckte er sich und ließ Wirbel für Wirbel vernehmlich knacken. „Wenn ich zu lange in derselben Position verharre“, sagte er, „oder diese Bewegung hier mache ...“, er beugte sich vor und verzog das Gesicht, „aaaah ... mein Rücken! Wenn Ihr wüsstet, Danaé, was für Schmerzen das sind!“

Da das junge Mädchen immer noch nicht aufsah, plauderte der Dekan über Dies und Jenes, um ein Gespräch in Gang zu bringen. Es wunderte ihn, dass sie, die doch gerade eben im neuen Sektionssaal gezeigt hatte, dass sie kein Hosenfuß war, auf einmal lieber schwieg. Hatte sie etwa Angst vor ihm? Kaum zu glauben, wenn er an die Szene dachte, die er gerade erlebt hatte. Beim Gedanken daran schlug er sich auf den Schenkel und brach in schallendes Gelächter aus.

„Das war brilliant, Danaé!“, sagte er, nun wieder ernst. „Verflixt nochmal, Ihr habt wirklich Mut bewiesen, das muss man Euch lassen.“ Der Dekan winkte sie näher zu sich heran. „Selbst der Rektor war beeindruckt. Wisst Ihr, Danaé, es ist nämlich so, dass die Mehrheit Eurer Kollegen so denkt wie Ihr. Aber manche Dinge sagt man eben besser nicht laut. Das muss man akzeptieren. Punkt. Aber daran werdet auch Ihr Euch noch gewöhnen, glaubt mir“, schloss er mit verschmitztem Grinsen.

Das Kompliment kam offensichtlich an, denn die Prä-

paratorin lächelte jetzt schüchtern.

Um so besser, denn das Gespräch würde nun eine eher unangenehme Wendung nehmen, auch wenn er dies jetzt schon bedauerte. Etienne – Friede seiner Seele – hatte recht gehabt. Diese Kleine war wirklich goldrichtig, dachte der Dekan in einem Anflug von Begehrlichkeit. An ihr war alles dran und zwar genau da, wo es hingehörte: hübsche gerade Zähne, ausladende Hüften, eine schlanke Taille, große goldfarbene Augen und hohe Wangenknochen. Ganz zu schweigen von ihrer medizinischen Begabung. Es brach ihm das Herz, ihr Kummer bereiten zu müssen. Sie würde ihm fehlen, so viel war sicher.

„Dennoch“, fuhr er ernster fort, „kann ich nicht zulassen, dass Ihr diesen armen Dubois länger bloßstellt. Das wäre ungehörig, immerhin ist er der Inhaber des Lehrstuhls, den unser Etienne schmerzlich verwaist zurückgelassen hat, vergesst das nicht. Das seht Ihr doch ein, nicht wahr, Danaé, mein Kind?“

Der Dekan hatte erwartet, dass sie ihm wie bisher brav zustimmen würde. Doch sie schien verärgert über seine Frage und ihr schüchternes Lächeln erlosch.

Was soll's, sagte er sich und klopfte auf einen Stapel Bücher, dann eben anders. Direkter. „Danaé, ich wüsste nicht, was ich ohne Euch tun sollte ...“

„Genau, Herr Dekan“, unterbrach sie ihn und beugte sich vor. „Ich wollte Euch daran erinnern, dass ich seit nunmehr ... also, dass ich an der Fakultät arbeite und ... äh ... dass ich ...“

Offenbar schätzte die junge Frau seine Absichten falsch ein. Belustigt ermunterte der Dekan sie mit einem Nicken weiterzusprechen. Er war neugierig zu erfahren, worauf sie hinauswollte.

„Nun, ich habe mit dem verstorbenen Etienne gewisse

Vereinbarungen getroffen ...“

„Professor Etienne, wenn ich bitten darf. Etwas mehr Respekt, Mademoiselle.“

Sie senkte wieder den Blick und errötete. Ihre Wangen erinnerten an zwei kleine Weinbergpfirsiche. So gefiel sie ihm viel besser. So zahm. Sie war wirklich ausgesprochen bezaubernd.

„Ja, Herr Dekan, verzeiht! Professor Etienne hatte mir zwei Écu versprochen und ...“

„Zwei Écu! Guter Gott!“, protestierte er sofort entsetzt. Die Vorstellung, diese Frau zu bezahlen, war schlicht abstrus. Er schloss die Augen, um in seiner Erinnerung zu kramen. Aber nein, Etienne hatte von keinerlei Lohn gesprochen, er hatte nur lobend erwähnt, was die Kleine alles konnte, und darauf bestanden, dass man ihr erlaubte, dies zu zeigen. Der Dekan fragte sich, ob ihr überhaupt bewusst war, was für ein Privileg diese Erlaubnis bedeutete. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten, denn die undankbare Kleine wagte es, ihm die Stirn zu bieten.

„Zwei Écu ... im Monat.“

„Zwei Écu im Monat?“, wiederholte er ungläubig.

„Ja, Herr Dekan, das hatte Eti... Professor Etienne mir angeboten. Und wenn ich ausrechne, wie viele Monate es waren, macht das ... ähm ... acht Écu.“

Fassungslos über die Dreistigkeit der Kleinen schüttelte der Dekan den Kopf. „Was? Acht Écu?“, rief er empört und richtete sich mit einem Ruck auf, sodass es in seinem Rücken erneut schmerzlich zog. Andererseits war es aber Etienne gewesen und nicht er, der mit dieser kleinen Blutsaugerin eine Vereinbarung getroffen hatte, und seine Gelassenheit gewann wieder die Oberhand. Mit ruhigen kreisenden Bewegungen rieb er sich die schmerzende Stelle am Rücken. Das tat gut! Während der Schmerz nachließ, musterte er die junge

Frau. Naives kleines Ding, dachte er und beschloss, der Sache ein Ende zu machen.

„Ich bin ein erfahrener Mann, mein Kind. Hört auf meinen guten Rat. Ich an Eurer Stelle würde mir einen netten Ehemann suchen. Ich will ehrlich zu Euch sein: Ihr seid nicht mehr ganz jung. Verliert Eure Zeit nicht weiter mit Toten, wo Ihr doch Leben schenken könntet.“

Schön gesagt!, beglückwünschte er sich selbst und wiederholte es innerlich. Das Thema war erledigt, und er setzte da wieder ein, wo er seine Rede unterbrochen hatte.

Aber die Präparatorin hörte ihm nicht mehr zu. Sie saß wie versteinert da und sah mit leerem Blick und halb offenem Mund durch ihn hindurch.

Danaé konnte es nicht fassen. Der Dekan war ernsthaft der Ansicht, dass ihr keinerlei Bezahlung zustand. Und zwar nicht nur heute, sondern überhaupt nicht. Mit einem Kloß im Hals und feuchten Händen starrte sie ihn an, während er ans Fenster trat und ihr nun den Rücken zudrehte. Was sollte sie machen? Sie brauchte dieses Geld. Vor Mitternacht!

Während Danaé versuchte, trotz ihrer Panik einen klaren Gedanken zu fassen, öffnete der Dekan in aller Ruhe das Fenster. Vom Fluss wehte ein kühler Wind herein. Danaé hörte, wie ihr Vorgesetzter tief ein- und ausatmete und sich dann darüber ausließ, wie belebend die frische Luft wirke. Wütend zog Danaé sich die Robe fester um die Schultern und hielt ihr Barett fest, dessen Quaste im Wind flatterte. Dann holte sie Sfumato aus seinem Körbchen, drückte den Welpen an ihre Brust und streichelte zerstreut sein Fell, während sie überlegte, wie sie ihren Vorgesetzten noch erweichen könnte.

Langsam drang der Lärm von draußen in ihr Bewusstsein. Die lauten Rufe der Flussschiffer überrannten sogar das Ge-

schrei der Holzverkäufer, die am Seineufer ihre Ware feilboten. Der Dekan beobachtete immer noch neugierig das Gebäude des Hôtel-Dieu am anderen Flussufer. Da fiel es ihr plötzlich wieder ein. Natürlich, das Hôtel-Dieu! Sie musste unverzüglich dorthin.

Von jetzt auf gleich verstummte der Lärm von draußen wieder. Der Dekan hatte das Fenster geschlossen. „Markttag“, sagte er entschuldigend und drehte sich um. „Da ist man nicht bei der Sache.“

Danaé nickte mit einem halbherzigen Lächeln. Sie hatte es eilig.

„Wie unsere tüchtigen Bauern bin auch ich ein Gewohnheitstier“, fuhr er fort. „Ich mag keine Veränderungen. Den Stadtvögten ist ja gar nicht bewusst, welche Folgen solche Entscheidungen haben. Ich sage Euch, meine Liebe, sie spielen mit dem Feuer, wenn sie den König so provozieren.“

Wieder nickte Danaé. Ihre eigene Vermutung bezüglich des Marktes bestätigte sich also, aber egal. Vielleicht hätte sie es geschafft, den Dekan mit ein bisschen Geplauder herumzukriegen, aber Diplomatie war nicht ihre Stärke. Sie wollte nur noch eins: die Erlaubnis, zu gehen. Im Hôtel-Dieu würde man nicht so mit ihr umspringen, da war sie sich sicher. Dort würden sie das Problem einvernehmlich lösen, von Frau zu Frau. Und man würde sie bezahlen, das schwor sie sich, und wenn sie sich dafür in die Seine stürzen müsste.

Der Dekan setzte sich wieder und tat auf einmal sehr geheimnisvoll. „Heute früh ... hat sich ein beunruhigendes Ereignis in der Umgebung von Paris zugetragen. Habt Ihr davon gehört?“

Danaé wollte nichts mehr hören von diesem verfluchten Markt und schüttelte ungeduldig den Kopf.

„Die königlichen Truppen haben die Vereinbarung zwischen der Stadt und dem Gouverneur gebrochen“, fuhr er

fort. „Sie sind in den frühen Morgenstunden durch die Porte Saint Jacques in die Stadt eingedrungen. Und, stellt Euch vor, die Infanteristen haben sogar drei Wachen getötet, die der Armee den Zugang verwehrten.“

Jetzt wurde Danaé doch neugierig. „Aber aus welchem Grund sollten die Soldaten gewaltsam in die Stadt eindringen? Die Salzsteuer ist doch um ein Jahr aufgeschoben worden.“

Der Dekan stand auf und zeigte zum Fenster. „Warum weiß ich nicht. Aber die Truppen haben Karren zum Hôtel-Dieu begleitet, und diesem andauernden Hin und Her nach zu urteilen, sind sie damit immer noch nicht fertig. Seht selbst, da kommt schon wieder einer.“

Danaé trat zu ihm. Es stimmte. Daher rührte die Verstopfung am Petit Châtelet. Dort traf der Konvoi unglücklicherweise mit dem Auflauf am Markttag zusammen. Sie dachte nach und kam zu dem einzig möglichen Schluss: „Da werden Körper transportiert.“

Der Dekan nickte.

Danaé fuhr fort: „Aber zu Friedenszeiten und hier, in dieser Gegend? Ich fürchte, dann sind es keine Verwundeten, sondern Kranke.“ Sie hielt kurz inne, um die Krankheiten durchzugehen, die ein solches Vorgehen der Armee rechtfertigten.

Der Dekan beobachtete sie genau und wartete ihre Schlussfolgerung ab.

Schließlich schlug sie unsicher vor: „Die Pest?“

„Ich befürchte es“, murmelte der Dekan.

„Nein, Dekan, das ist unmöglich!“

„Ich wünschte, Ihr hättet recht, mein Kind. Aber heute Morgen brachte mir ein Rathauspage ein Schreiben aus dem Wegebauamt ... nichts Schlimmes, es geht nur um eine kleine Meinungsverschiedenheit zwischen der Stadt und der

Fakultät“, beeilte er sich hinzuzufügen. „Doch weil der Bote auf mich einen so verstörten Eindruck machte, habe ich mich erkundigt, was er hat. Und er sagte mir, die Schweizer Gardisten hätten den Ratsherren aus dem Grand Bureau den Zutritt zum Hôtel-Dieu verwehrt.“

„Wie bitte? Der Zugang zum Hospital wird von Söldnern bewacht?“ Danaé befeuchtete ihre vor Angst ganz spröde gewordenen Lippen. Die Schweizer waren berüchtigt für ihre Brutalität. Während sie in ihrem Beutel nach dem Balsam kramte, ging sie die Fakten Punkt für Punkt durch. Da wurde ihr klar, dass sie tatsächlich keine Minute mehr zu verlieren hatte, wenn sie ihr Geld bekommen wollte.

„Die Pest“, wiederholte der Dekan bekümmert und bedeutete ihr, wieder Platz zu nehmen. „Das wäre schrecklich für unsere Stadt, die schon so sehr darunter gelitten hat.“

„Ja, schrecklich“, bestätigte Danaé. Sie wies zur Tür, zum Zeichen, dass sie gerne gehen würde.

Der Dekan nahm ihre Eile gar nicht zur Kenntnis. Interessiert zeigte er auf ihr Körbchen. „Was für ein eigenartiger kleiner Hund“, bemerkte er und kam näher. „Darf ich mal?“ Er ging in die Hocke und betrachtete Sfumato interessiert. „Ich kenne mich ein bisschen aus mit Hunden, habe eine eigene Kurzhaardackelzucht, in der Brie“, erklärte er. „Aber diese Rasse ist mir, glaube ich, nicht bekannt. Woher kommt er?“

„Aus Mexiko. Meine Mutter hat ihn einem spanischen Händler abgekauft“, antwortete Danaé, während sie langsam rückwärts in Richtung Tür ging. „Dort bezeichnet man diese Rasse als heilige Hunde aus der Provinz Chi Hua Hua. Das ist alles, was ich weiß.“

Der Dekan begleitete sie nur zögernd zur Tür. Fasziniert streichelte er dem Hündchen die Schnauze und bekundete sein Interesse, falls sie es eines Tages verkaufen wolle.

„Ich werde daran denken“, versprach Danaé.

In diesem Moment schnappte Sfumato zu.

„Au!“, schrie der Dekan und hob den verletzten Finger zum Mund.

„Oh.“ Danaé schützte Betroffenheit vor. „Bitte entschuldigt, aber er ist noch ein Baby.“

Der Dekan nickte verständnisvoll. „Ist nicht schlimm“, sagte er zähneknirschend und tätschelte Sfumato versöhnlich. „Aber hört auf meinen Rat, Mademoiselle. Heiratet, sonst werdet Ihr noch als alte Jungfer enden.“